

Meine Herkunft aus Wichstadt¹ in Ostböhmen, das leidvolle Geschehen der Vertreibung aus meiner Heimat und die Umwege nach Offenbach-Bieber

*Der Bericht von Anni B. aus Wichstadt in Ostböhmen berichtet von ihrer kurzen Kindheit in Frieden und von den Gräueltaten, die der deutschen Bevölkerung in Ostböhmen durch tschechische Partisanen und die neuen Herren angetan wurden. Hieran schließt sich ein Bericht der angeordneten Vertreibung der Deutschen an und ihr Ankommen in Offenbach. Da die Zeugin in ihrem Bericht zwischen den Zeitebenen springt, wurde der Bericht nicht eingeteilt in die klassischen Kategorien; Leben am Ort, Vertreibung/Flucht, Ankommen. **Dieser Bericht enthält explizite Gewaltschilderungen und sollte nur gelesen werden, wenn man mit diesen umzugehen weiß!***

Im Mai 1925 wurde ich in Wichstadt (Mladkov) geboren. Meine Eltern waren Anton und Anni B. Als ich geboren wurde waren sie 27 und 24 Jahre alt. Ich habe noch einen Bruder Anton, der zwei Jahre jünger ist. Mein Vater war Schmied. Er hatte auf dem Anwesen in der Hauptstraße ** die Schmiede 1926 errichtet. Wir wohnten aber in der Hauptstraße ** [eine andere Hausnummer als die Schmiede. Anm.d. Red.]. Dort versorgte meine Mutter nicht nur den Haushalt, sondern auch die kleine Landwirtschaft, die sie vom Großvater geerbt hatte. Beide arbeiteten von früh bis spät.

1931 trat ich in die Schule ein. Die Wichstadtler Volksschule organisierte die acht Schuljahre in vier Klassen. Das erste Schuljahr war eine Klasse. Das zweite und dritte und das vierte und fünfte Schuljahr waren jeweils zwei Klassen. Die sechsten bis achten Schuljahre bildeten die letzten Schuljahre. Ich besuchte diese Schule bis zum Ende des fünften Schuljahres und ging in den drei letzten in die Grulich² Bürgerschule, wo ich auch Tschechisch als Fremdsprache lernen musste.

Die Welt war für mich damals vernagelt. Ich wäre gern weiter in die Schule gegangen. Aber meine Eltern hatten das Geld nicht. Das sah ich ein. Traumberuf war für mich Erzieherin oder Heimleiterin. Was man da machen kann, hatte ich gesehen, als ich 15-jährig im Januar 1939 in die NSV-Kinderlandverschickung³ vier Wochen auf die Insel Amrum kam. Weil ich vorher krank gewesen war, schickte mich unser Arzt in das Berliner Erholungsheim, das uns sudetendeutschen⁴ Kindern vier Wochen zur Verfügung stand. Natürlich weiß ich heute, dass damals nicht die beste Jahreszeit für das Meer war, aber wir aus dem Gebirge fanden es herrlich und mir imponierte die Arbeit der Erzieherin. An eine erinnere ich mich besonders. Sie hieß Irmgard.

Als ich im selben Jahr aus der Bürgerschule kam, ging ich erst einmal in zwei Landjahren zur Arbeit bei Eltern und Bauern. 1941 bis 1943 besuchte ich dazu die landwirtschaftliche Berufsschule. 1943 konnte ich wenigstens beginnen, meinen

¹ Im nördlichen Tschechien: Mladkov.

² Im nördlichen Tschechien: Králíky.

³ NSV= Nationalsozialistische Volkswohlfahrt. Eine soziale Organisation der NSDAP, um die eigene Propaganda zu verbreiten, sich aber auch als „Kümmerer-Partei“ zu inszenieren.

⁴ Der Reichsgau Sudetenland (tschechisch *Říšská župa Sudety*) verkürzt auch als Sudetengau bezeichnet (tschechisch *Sudetská župa*), wurde aus dem größten Teil der 1938 einverleibten Gebiete der Tschechoslowakei gebildet und bestand im Deutschen Reich von 1939 bis 1945.

Berufswunsch anzusteuern. Ich arbeitete zunächst als Kindergartenhelferin, dann in einem Erntekindergarten und schließlich 1944-45 im Kindergarten in Wichstadt. Dort lernte ich auch die Anna R. kennen, die beim Umsturz so viel unter den Tschechen leiden musste. Nach diesem Praktikum sollte ich nach Prag zum Kindergartenseminar gehen dürfen. Dieser Traum ging im Chaos des Kriegsendes unter.

Unser Dorf war nur zwei Gemeinden von der Sprachgrenze entfernt. Sie war ab September 1938 auch die Staatsgrenze zwischen dem Reichsgau Sudetenland und der Tschechei⁵ und danach zum Protektorat. Im täglichen Umgang änderte das für uns jeweils kaum etwas. Unser Ort liegt im wahrsten Sinne des Wortes am Rande Böhmens⁶ und zwar im äußersten nordöstlichen Zipfel. Zwei Dörfer weiter beginnt schon Mähren. Außerdem ist es bis zur schlesischen Grenze nur eine Stunde zu Fuß. Schon unsere Vorfahren lebten also immer im Bereich von Grenzen. Für die meisten von uns sollte diese Lage in der Vertreibung schicksalhaft werden.

In Wichstadt gab es auch im September 1938 kaum Tschechen. Die tschechischen Beamten, die erst nach der Gründung der Tschechei 1918

aus dem Inneren ins Dorf gekommen waren, gingen dorthin zurück. Es blieben die Familien der KuK-Tschechen⁷ zurück, die auch früher schon bei uns gewohnt hatten, z.B. der Schuster S. und die Wittfrau⁸ F. mit zwei Töchtern. Dann gab es noch ca. 20 Mischehen, von denen sich

natürlich in der Zwischenkriegszeit auch mit den zugezogenen Tschechen einige ergeben hatten. Die alteingesessenen Tschechen sprachen oft besser Deutsch als Tschechisch. Zweisprachig waren wenige Deutsche. Es gab aber doch einige, die sprachen ganz gut Tschechisch. Dazu gehörte meine Mutter. Sie war in ihrer Jugend ein Jahr ins „Tschechische“ gegangen, um die Sprache zu lernen. Es hieß „man geht in Tausch“.

Die Schulen organisierten das für die Jugendlichen, die dazu bereit waren, ein Jahr in einem tschechischen Dorf in einer Familie zu wohnen und in die dortige Schule zu gehen. Meine Mutter war während ihres siebten Schuljahres in Klösterle (Kláštěrec) gewesen, einem kleinen Wallfahrtsort eben im Tschechischen. Dadurch hatten sich Bindungen zu Mitschülern ergeben, die sie noch aufrecht erhielt, als wir Kinder schon da waren. Am Dreifaltigkeitssonntag ging sie mit mir zur Wallfahrt nach Klösterle und machte auch bei Freundinnen Station. Ich erinnere mich deshalb so gut, weil darunter eine tschechische Metzgersfamilie war, bei der es so gute Kuddlsuppe⁹ aus Kälbermagen gab.

Auch nach dem Schuljahr im Klösterle war meine Mutter noch einmal im Tschechischen. Auf eine Anzeige hin ging sie ein Jahr nach Gabel (Jablone) und lernte dort nähen. Damals bekam sie die Abneigung der Tschechen gegen das Deutsche zu spüren, das sie auch auf das Kaiserhaus übertrugen. Es war die Zeit zum Ende des Weltkrieges. Für meine Mutter muss das damals ihre erste schwere Zeit gewesen sein. Ihr Bruder fiel noch im Oktober 1918 auf dem Rückzug der Österreicher aus der Ukraine.

⁵ Heute pejorativ wahrgenommener Begriff für die Tschecho-Slowakei, heute nur Tschechien.

⁶ Kronland des Königreichs Böhmen. Als ehemaliges Königreich Böhmen bildet es mit Mähren und dem tschechischen Teil Schlesiens das Staatsgebiet des heutigen Tschechien, stellt aber heute keine administrative Einheit mehr dar.

⁷ K.u.K.=Kaiserlich und Königlich, ein Synonym für die Habsburger Monarchie.

⁸ Witwe.

⁹ Kuttelsuppe, eine essiggesäuerte Suppe mit Innereien.

Die Volksschule in Wichstadt l organisierte das „in den Tausch gehen“. In der Schule selbst wurde aber kein Tschechisch gelehrt. Tschechisch gab es – wie oben schon erwähnt – nur ab sechstem Schuljahr in der Bürgerschule.

Im Schmiedebetrieb meines Vaters ließen sich die personellen Zwänge des Zweiten Weltkrieges ablesen. Zuerst hatte mein Vater noch einen Gesellen und einen Lehrbub. Der Geselle wurde eingezogen. Der Lehrling musste in den Arbeitsdienst. An ihn erinnere ich mich. Er hieß Ferdinand Sch. Er kam aus dem Krieg nierenkrank zurück und starb irgendwo in Norddeutschland.

Als mein Bruder 1941 aus der Schule kam, nahm auch er in der Schmiede des Vaters die Lehre auf. Noch während der Lehre musste er in ein Wehrtüchtigungslager in Mähren. Kaum hatte er sie mit der Prüfung beendet, zog man ihn zum Arbeitsdienst ein. Er kam damals in ein Lager in der Nähe von Lidice.¹⁰ Vater besuchte ihn dort einmal. Später war er dann bei Detmold im Münsterland eingesetzt.

Pünktlich zum Kriegsende zogen die Russen¹¹ durch unseren Ort. Alle versteckten sich so gut sie konnten; wir in unserem Wohnanwesen Nr. **. Unsere Urgroßeltern hatten dort zwei Gebäude rechtwinklig so aneinandergesetzt, dass ein Giebel an eine Dachschräge stieß. Meine Mutter und ich saßen außerhalb des Giebels am Dach von unten nicht einsehbar. Der Vater war allein unten im Haus. Wenn die Russen kamen und nach Frauen suchten, sagte er ihnen, sie seien bei der Arbeit. Er konnte sich den Russen verständlich machen, weil er etwas Tschechisch

sprach und manche Worte ähnlich sind. Das entwickelte bei den Russen ein gewisses Vertrauen; denn er konnte bis auf einen, alle abwimmeln. Der kam über die Treppe in den ersten Stock herauf, wo unser letzter Lehrbub¹² aus Sternberg schlief. Er hatte unseren Hund bei sich, der ihm sehr zugetan war. Als der besoffene Russe über die Treppe heraufpolterte, stürzte ihm der Hund entgegen und riss einen Blecheimer mit. Der Lärm irritierte den Eindringling derart, dass er abdrehte. So ging auch dieser Kelch an uns vorüber. Die Russen zogen nach einigen Tagen ganz ab. Im Dorf war zwei Tage Ruhe, die Ruhe vor dem Sturm.

Zwei Tage nach dem Abzug der Russen kamen tschechische Milizionäre ins Dorf und spielten sich als Herrn auf. Es muss am 11. oder 12. Mai gewesen sein, als sie Männer und Frauen auf den Kirchplatz trieben. Friedrich J., Adolf Sch., Franz B., Robert P. und Anna R. wurden verhaftet und in das Gemeindegefängnis

¹⁰ Gemeinde in Tschechien.

¹¹ In Berichten wie diesem begegnet man immer wieder dem Topos „des Russen“ oder wie hier der Gleichsetzung der Sowjetunion mit Russland. Die Sowjetunion war ein multiethnischer Staat, der nach dem Krieg 15 Sowjetrepubliken zählte. Zieht man das während des Zweiten Weltkrieges gewaltsam annektierte Baltikum (also drei Republiken) ab, dann kommt man auf 12 Republiken. Genau wie die Sowjetunion mit Russland gleichgesetzt wird, werden auch Russen und die „Rote Armee“ gleichgesetzt, was sich im Topos „Der Russe“ manifestiert. Die Gleichsetzung „Russen“ mit der Roten Armee hat wahrscheinlich mehrere Gründe. Erstens: Die propagandistische Gleichsetzung des Kommunismus/Bolschewismus und der gesamten Sowjetunion mit ihrer größten Republik (Russland) durch die nationalsozialistische Propaganda. Zweitens: Die Lingua Franca der Sowjetunion war Russisch, somit werden also alle sowjetischen Soldaten aufgrund ihrer Lingua Franca fälschlicherweise als „die Russen“ bezeichnet bzw. mit der Sprache identifiziert, obwohl ihre Muttersprache Ukrainisch, Belarussisch, Kasachisch o.ä. sein konnten. Wichtig ist an dieser Stelle nochmal zu betonen, dass es sich bei Russisch, Ukrainisch und Belarussisch zwar um ostslawische Sprachen handelt, die auch einen gewissen Verwandtschaftsgrad zueinander aufweisen – allerdings jede für sich selbstständig ist.

¹² Lehrling.

eingesperrt. Nachbarn mussten sie bewachen. Am Tag nach dem Hinrichtungstag, von dem ich unten berichten werde, in dem Fall also am Dienstag, dem 23. Mai, wurden sie zu Fuß nach Senftenberg¹³ getrieben. Der Anna und dem Friedrich hatten sie Hitlerbilder auf die Stirn geklebt und sie mussten eine Kerze vor sich hertragen. In Senftenberg, so hat man uns später berichtet, hatten die Tschechen in der Kaserne Gefängniszellen für Deutsche eingerichtet. Auf einer Anhöhe gegenüber mussten die Beschuldigten Löcher ausheben, in denen sie nach der Hinrichtung verscharrt wurden. Die Vorwürfe gegen die Gequälten waren in der Regel aus der Luft gegriffen. Ich hatte nun jahrelang Zeit, darüber nachzudenken. Der Grund für diese Grausamkeiten kann nicht mal einfacher Rachedurst gewesen sein. Denn die Opfer kannten ihre Quäler meistens überhaupt nicht. Nach meiner Ansicht handelte es sich bei diesen Tschechen um psychisch kranke Menschen, die diese Augenblicke der zusammengebrochenen Ordnung nutzten, um ihre Mordlust an Deutschen auszutoben. Besonders absurd waren die Vorwürfe gegen die Anna, mit der ich ja ein Jahr im Wichstadtler Kindergarten gearbeitet hatte. Sie war damals ca. 40 Jahre. Bevor sie 1940 nach Wichstadt gekommen war, hatte sie in Morchenstern (Smržovka) gearbeitet. Sie sollte vier tschechische Kinder getötet haben. Dafür musste sie entsetzlich leiden. Der Zeuge Adolf Sch. berichtete, ihre Peiniger hätten ihr ein Hakenkreuz auf die Brust gebrannt. Noch vor ihrer Hinrichtung, sei sie vor Schmerzen wahnsinnig geworden.¹⁴

An diesem 22. Mai drangen tschechische Milizionäre von mehreren Seiten in unser Dorf ein. Sie polterten an die Haustüren und holten alle Männer zwischen 16 und 65 heraus. Auch meinen Vater trieben sie mit erhobenen Händen zum Kirchplatz. Alles, was er in den Hosentaschen oder sonst wie hätte verborgen haben können, nahmen sie ihm ab. Am Platz musste er sich mit den anderen in vier oder fünf Reihen in ca. drei Meter Abstand mit dem Gesicht in Richtung Hauptstraße aufstellen. Die meisten waren ältere Männer, viele Invaliden. Mein Vater erkannte bald, weshalb der Abstand zwischen den Reihen so groß war. So konnten die meist betrunkenen

Milizionäre besser durch die Reihen gehen und die Männer nach Belieben schlagen und quälen. Dazu fanden sie immer Grund genug. Einige konnten schon nach einer halben Stunde die Hände nicht mehr hoch halten. Sobald die runtergingen, kamen Tschechen durch die Reihen, versetzten den Männern Schläge und Hiebe auf Kopf und Rücken und halfen auch mit Gewehrkolben nach. So erging es z.B. dem Johann, der in der Reihe mit Oberlehrer P. stand. Der erhielt wiederum Schläge, weil er zu wenig Tschechisch konnte. Die „Partisanen“ wünschten nämlich, dass die Männer laut riefen: „Es lebe die Tschechische Republik, es lebe Beneš,¹⁵ es leben die Milizionäre!“ Weil P.'s Tschechisch so schlecht war, erhielt er zunächst Schläge auf den Kopf. Ich glaube, alle Männer wurden geschlagen. Jedenfalls erzählten uns das Vater und andere, die die Tortur auf dem Kirchplatz überlebten, später so nach und nach. Vater wollte zusammenhängend nie darüber sprechen.

¹³ Tschechisch: Žamberk.

¹⁴ Die beschriebene Mordlust der Tschechen an den Deutschen mag darauf zurückzuführen sein, dass sich die Deutschen und insbesondere die Wehrmacht und SS an der Ostfront barbarisch aufführten. Die Verbrechen der Nationalsozialisten und die Grausamkeiten der Besatzungszeit hatte man nicht vergessen und die Eindrücke waren noch frisch – unter anderem gehörten hierzu auch Theresienstadt. Dies soll die Gräueltaten der Tschechen, die an den Deutschen verübt wurden nicht relativieren, allerdings muß der geschichtliche Kontext betrachtet werden, um diesen Bericht zu verstehen.

¹⁵ Edvard Beneš war ein tschecho-slovakischer Politiker, einer der Mitbegründer der Tschecho-Slowakei sowie tschecho-slovakischer Außenminister, Ministerpräsident und Staatspräsident.

Ich glaube, Schock und Schmerz verschlossen ihm den Mund; denn was er dort erlebte, kann man schon als Hölle bezeichnen.

Vor dem Gasthof K. war eine Art Gericht aufgebaut. Das kam gleich am Anfang auf die Idee, nach seiner Ansicht besonders Schuldige zu kennzeichnen. Das geschah willkürlich durch in Grulich (Králiky) und benachbarten tschechischen Dörfern anwesende Tschechen, die sich in Wichstadtlnur oberflächlich auskennen konnten. Unter den ganz offensichtlich gefühls- und gewissenlosen Schindern können auch solche gewesen sein, die während oder vor dem Krieg kurzzeitig in Wichstadtlnur als Lehrbuben oder Knechte in Ausbildung waren. Namhaft war uns Wichstadtlnur keiner. Den Vorsitz des Gerichts führte allerdings der neuernannte Bürgermeister aus Grulich, ein gewisser F. aus der Besserungsanstalt. Gekennzeichnet wurden solche, die Anhänger der Sudetendeutschen Partei oder später einer der Gliederungen des NS-Staatsapparates wie dem Arbeitsdienst oder dem Winterhilfswerk angehört hatten. Auch wer mit SS-Angehörigen verwandt war, war schuldig. Sie erhielten ein Kreidezeichen auf die Stirn. Auch mein Vater erhielt eines. Bei allem Unglück, in dem er in diesen Stunden war, hatte er doch auch unsagbares Glück. Einer der Schergen hatte in diesem Augenblick den Mut zu sagen: „Den Schmied nicht. Der hat in der Schmiede noch die letzte Zigarette mit den Fremdarbeitern und Knechten geteilt!“ Das „Kreidezeichen“ wischte ihm daraufhin tatsächlich einer ab. Prügel und Kolbenhiebe bekam er an diesem Vormittag dennoch mehrfach ab.

Im Vergleich zu den Gekennzeichneten war er aber, wie schon gesagt, unter den Glücklichen. Einige von ihnen wurden nämlich vor aller Augen zu Tode gefoltert. Sie bekamen z.B. Knebel aus Hakenkreuzfahnen in den Mund gepresst und wurden unter Peitschenhieben hin- und hergehetzt bis sie zusammenbrachen. Sie wurden dann durch den Petersdorfer Bach geschleift, damit sie das Bewusstsein wiedererlangten und weiter gequält werden konnten. Zu diesen Bedauernswerten gehörte der Johann. Dem Lokomotivführer Franz E. wurden bei dieser Gelegenheit die Ohren abgeschnitten. Anderen wurde die Nase verstümmelt, wem habe ich aber vergessen. Dem Oberlehrer Wilhelm P. wurde sein Bart abgebrannt. Der Landwirt Ferdinand K., der auch Bürgermeister war und etwa im Alter meines Vaters, musste die Stiefel ausziehen und bekam Bretter an die Füße genagelt. Die Schreie der Gefolterten hörten wir bis zu uns herein in die Nummer **. Ich mit meiner Mutter und unserer Tante Howard saßen wie gelähmt vor Angst imWohnzimmer. Den anderen Frauen im Dorf ging es ähnlich.

Dazwischen hörten wir immer wieder Schüsse. Sie kamen auch vom Elektrizitätswerk. Später erfuhren wir, dass dort der invalide Tischler Anton K., der Schneider Alois J. und ein Jugendlicher namens S. erschossen worden waren. Sie hatten noch ihr eigenes Massengrab ausheben müssen.

Diese zu Tode Gebrachten waren im Sinne eines zivilisierten Strafrechts allesamt unschuldig. Wie fadenscheinig die Beschuldigungen waren, zeigt z.B. die gegen Josef Sch. Er hatte seinen Namen abändern lassen. Schon das begründete Folter und den Tod. Das Mordkommando benutzte auch den invaliden Bauern Ferdinand P. (er hatte 1943 im Krieg den rechten Arm verloren) als Zielscheibe und durchsiebte ihn mit Schüssen. Der Briefträger Johann W., wie P. aus Deutsch-Petersdorf,¹⁶ töteten sie ebenfalls auf grausame Weise. Diese beiden verscharrten sie im Feld. So waren allein an diesem Tag fünf unschuldige Wichstadtlnur bzw. Petersdorfer Bürger erschossen worden.

Sie wurden in der Nähe der Lichtenauer Straße einige hundert Meter unterhalb der Schäferei in einem Loch verscharrt.

¹⁶ Da es mehrere Orte diesen Namens gibt, ist nicht zu ermitteln, wie der heutige Name ist.

Der Bauer Johann P. hatte schon um ca. 10 Uhr den Befehl erhalten, die Pferde des erhängten Ferdinand K. vor den Leiterwagen zu spannen. Bei K. musste er zur Abfahrt warten. Die übrigen „Schuldigen“ mussten auf den Wagen und wurden in Richtung Landskron (Lanškroun) gefahren. In Linsdorf¹⁷ mussten noch einige zusteigen. Die Älteren, die zurückkamen, erzählten später, dass sie in Gabel Hände hoch eine Art Spießruten laufen mussten. Die Tschechen beschimpften und bespuckten sie. In Landskron wurden sie Milizionären übergeben. Johann P. fuhr die Wichstadtler „Partisanen“ mit dem Leiterwagen zurück. In Landskron wurden unsere Leute verhört. Die ehemaligen Soldaten kamen nach Auschwitz, die anderen Älteren auch Behinderten konnten nach Wichstadt zurückgehen. Nach Berichten wurden sie unterwegs von Milizionären behelligt.

Mein Vater war an diesem 22. Mai etwa um 11 Uhr vom Kirchplatz zurückgekommen. Er saß kreideweiß am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt und sagte kein Wort. Wir waren froh, unseren Vater da zu haben. Meine Mutter ging dann hinaus, um Gras vom Futterwagen zu holen. Sie hatte es am Morgen von der Wiese geholt. Da kam die Frau Sch. aus dem Haus und sagte sorgenvoll. „Wo mag nur mein Josef sein?“. Dabei war er doch schon tot. - Später sagte Vater einmal, er wisse nun, dass die Anführer der Partisanen Alfons K. und ein gewisser S. gewesen seien. Der sei einer der Schläger gewesen.

In den Tagen nach dem 22. Mai lag eine bleierne Ungewissheit über dem Dorf. Die unter uns Dörflern an dem Wichstadtler Schicksalstag auf diese furchtbare Weise einen Angehörigen verloren hatten, konnten dieses damals wahrscheinlich noch gar nicht richtig fassen, flüchteten sich vielleicht in die Vorstellung, es sei ein Alptraum, aus dem sie nur aufzuwachen brauchten, um ihm zu entgehen. Einige hatten ihr Liebstes verloren, wofür sie ihr eigenes Leben gegeben hätten, hätte man sie wählen lassen. Was konnte ihnen jetzt noch Schlimmeres passieren? Wir anderen, die einige Schrammen abbekommen hatten oder gar nur mit dem Schrecken davongekommen waren, fürchteten natürlich, dass noch mehr Gewalt auf uns zukäme. Nachrichten aus dem Radio hatten wir zwar nicht, aber immer wieder kamen und kursierten Gerüchte, die z.B. die verhafteten Wichstadtler aus Landskron mitbrachten oder die aus umliegenden Dörfern zu uns kamen. In Böhmisches Petersdorf sollen Milizionäre z.B. am 25. Mai furchtbar gemordet haben. Acht Männer habe man dort erschlagen, erhängt oder erschossen oder auch zu Tode geprügelt. Das war so schlimm, dass wir es gerne nicht geglaubt hätten. Unsere Erfahrung in Wichstadtler lehrte uns aber, dass solche Berichte eher wahr sein mussten. Zweifel wären unrealistisch gewesen. Bezüglich Böhmisches Petersdorfs (Česke Petrovice)¹⁸ bestätigte sich später dieses Gerücht auch in seiner übelsten Version. Schon am 16. hatten Milizionäre den Franz durch einen Herzschuss im Wald exekutiert. „Weil sie ihn einfach los sein wollten,“ hätten die Mörder berichtet, so sagte man später. Den Heinrich schossen sie dann am 25. Mai als einen der letzten mit dem Maschinengewehr so heftig durch den Kopf, dass er zu den anderen in das Massengrab an der Böhmisches Petersdorfer Friedhofsmauer stürzte. Mindestens zehn Männer sollen dort im Mai von den Milizionären ermordet worden sein.

Unsere böse Vorahnung weiteren Unheils erfüllte sich am 2. Juni. Am Dienstag nach Pfingsten morgens um sechs Uhr vor dem Frühstück, noch bevor das Vieh

¹⁷ Wahrscheinlich der Ort Těchonín.

¹⁸ Es bleibt weiter unklar ob dieser Ort identisch ist, mit dem weiter oben genannten Ort.

versorgt sein konnte, wurden sämtliche Bewohner auf dem Kirchplatz zusammengetrieben. Diesmal nicht nur die Männer, sondern alle, auch Frauen, Kinder und Hinfällige, aber nur die Deutschen. Die Deutschen in den Mischehen und deren Partner waren ausgenommen.

Die 800 Wichstadtler Deutschen wurden in drei Gruppen geteilt. Da waren einmal die alten Leute und Invaliden. Die zweite Gruppe bildeten die größte. Das waren die Frauen und Kinder. Die dritte Gruppe waren die Arbeitsfähigen. Zu der gehörten meine Eltern und ich. Unsere Großmutter Marie P. wollten die Milizionäre und ihre Helferinnen in die erste Gruppe einreihen. Dagegen wehrte sich meine Mutter heftig: „Meine Mutter bleibt bei mir!“ rief sie. Ich glaube, sie hatte auch deshalb Erfolg, weil sie in fließendem Tschechisch stritt. Wie glücklich das war, sollten wir bald erfahren. Die erste und zweite Gruppe machten etwa zwei Drittel des Dorfes aus. Sie mussten in ihre Häuser zurück und sollten das Nötigste zusammenpacken. Mehr als 30 Kilo durften es nicht sein. Die Schlüssel mussten sie stecken lassen. Nach einer Stunde mussten sie sich marschfertig wieder am Platz einfinden. Ich kann heute noch nicht beschreiben, welche Bestürzung das bei den Leuten auslöste. Aber die, die sich dem Schrecken hingaben, versäumten nur Zeit. Als sie zurückkamen, durchwühlten die Milizionäre noch die Habseligkeiten. Was ihnen gefiel, nahmen sie heraus. Dann trieben sie die Kolonne von über 500 Leuten aus Wichstadt fort.

Den Anblick dieses Haufens der Verjagten werde ich nie vergessen. Viele von ihnen weinten – schleppten, zogen und schoben jammernd dahin. Neben dem Elendszug gingen die Milizionäre, trieben an und wachten, dass niemand entwich. Unter den Elenden auch die Emma. Vor ihrer Heirat war sie als Wächter Emma, Tochter vom Wächter Steppan an der Haltestelle bekannt gewesen. Sie hatte einen fünfjährigen Sohn. Im Zug führte ihn ihre Schwester an der Hand. Sie selbst schob einen Kinderwagen beladen mit Gepäck. Sie war wieder hochschwanger. Wir ahnten, dass sie in eine gefährliche allernächste Zukunft ging. Später erfuhren wir, dass sie sich mit den anderen zunächst zu Fuß, manchmal mit der Bahn und auf Wägen über Hirschberg¹⁹ bis Langenöls²⁰ in Niederschlesien geschleppt hatte. Dort kam sie nach ca. 14 Tagen nieder. Verlassen von den Ihren, die hatten weiterziehen müssen, ohne Medikamente, die die Russen schon geraubt hatten, erkrankten sie und ihr Kind an der Gesichtrose. Daran und am Hunger starb das Neugeborene. In ihr Weinen mischten sich damals die Schreie der Schlesier, die erfuhren, dass auch sie die Heimat verlassen müssten.

Als die Emma an diesem 2. Juni 1945 von Wichstadt fort durch Deutsch-Petersdorf von den Milizionären getrieben zur Grenze zog, wusste sie von diesen tiefsten Abgründen ihres baldigen Leids glücklicherweise noch nichts. Da hatte sie genug augenblickliche Nöte zu ertragen. Wie viele wurde auch sie von den Grenzern noch einmal gefilzt. Von der Anni G. erfuhr ich später, dass sie sogar von der Jansa Z. beraubt wurde. Sie nahm ihr einen Ring und zwei Armreifen ab. Die Z. war ihre Klassenkameradin gewesen und gab sich jetzt als Tschechin aus. Statt der Anni zu helfen, raubte sie sie mit aus. So schäbig können vertraute Menschen in der Not noch sein. Den Vertriebenen riefen die Tschechen nach: „Jetzt könnt ihr heim ins Reich! – Und kommt ja nicht zurück. Das bedeutet den Tod. Ihr seid des Landes verwiesen!“

Die so Verjagten gingen weiter nach Schlesien, in die Ungewissheit der Vertreibung. Der erste Weiler dort, schon im Tal der Glatzer Neiße, heißt

¹⁹ Vmtl. Jelenia Góra im niederschlesischen Polen.

²⁰ Olszyna in der polnischen Woiwodschaft Niederschlesien.

Schönau,²¹ dann folgt Mittelwalde als erste größere Siedlung jenseits der böhmischen Grenze. Dort lagerten die meisten in der ersten Nacht. Durch ganz Schlesien, dann durch Brandenburg bis nach Mecklenburg gelangten diese Wichstadtler auf ihrer Herbergssuche durch das verwüstete Deutschland. Wochenlang wurden sie immer wieder abgewiesen und gedrängt weiterzuziehen. Wir Zurückgebliebenen konnten damals nicht ahnen, wie bald Mecklenburg auch unser „Reiseziel“ werden sollte.

Die dritte Gruppe der Arbeitsfähigen wurde wiederum geteilt in Junge und solche in Familien. Die Jungen kamen in die Gegend von Königgrätz auf die Felder tschechischer Bauern. Sie mussten Zwangsarbeit leisten. Zu denen, die dort monatelang unentgeltlich arbeiten mussten, gehörten z.B. Charlotte Sch. mit ihrer Schwester und Hilde Fi. Ich habe sie damals am 2. Juni in Wichstadt vom Kirchplatz gehen sehen. Der andere Teil der Arbeitsfähigen, der zunächst in Wichstadel verblieb und zu dem unsere Familie gehörte, stand unter einem Kommando der Milizionäre. Wir mussten anfangs die Häuser so ein- und umräumen, wie es ihnen in den Sinn kam. Vater arbeitete dann in der Schmiede, allerdings als einfacher Geselle und ohne jegliches Entgelt. Der Sp., ein tschechischer Schmied, wurde ihm vor die Nase gesetzt. Sein Sohn wohnt heute noch in dem Haus. Ich weiß es, weil ich seit den siebziger Jahren mehrfach in Wichstadt war und mit ihm gesprochen habe.

Während dieser Zeit als einfacher Geselle in der ehemals eigenen Schmiede, durften er mit uns aber schon nicht mehr in unserem dazu gehörenden Wohnhaus wohnen. Meine Eltern lebten einige Straßen weiter im Haus der Großeltern von Mutters Seite.

In dieser Zeit steter tschechischer unberechenbarer Gewalt, muss ich meinen Eltern nicht wenig Sorgen gemacht haben. Jedenfalls beschlossen sie offenbar in Beratung mit meinem Großvater von Vaters Seite, Franz B., mich in Sicherheit zu bringen. Sie hatten sich dabei etwas ganz besonderes ausgedacht. Franz B. wohnte in Wöllsdorf (Vlčkovice), von Wichstadt das nächste Dorf und das letzte vor der Sprachgrenze. Dorthin stammte mein Vater. Opa Franz war allein. Die Großmutter war schon 1931 gestorben und auf dem Friedhof in Wöllsdorf begraben. Er hatte eine Cousine Madlena Sch. Die wohnte im nahen Klösterle, das aber schon jenseits der Sprachgrenze lag, also ein tschechisches Dorf war. Dorthin brachte mich Großvater eines Tages auf Waldwegen und vertraute mich der Obhut der Madlena Sch. an, die dieser Aufgabe auch sorgsam nachkam.

Damit hat es aber nicht sein Bewenden. Die Geschichte ist noch viel tragischer und – leider auch – verrückter. Großvater Franz B. wurde 1946 wie alle Wöllsdorfer von der organisierten Vertreibung erfasst. Als seine Kinder das Haus verlassen mussten, schnitt sich der Großvater vor Verzweiflung die Pulsadern auf. Er verblutete nicht, wurde gerettet, konnte aber, da die Angehörigen vertrieben waren und jemand ihn pflegen musste, nicht in Wöllsdorf bleiben. So kam er zu anderen Verwandten nach Klösterle, auch ins Tschechische. Dort überlebte er nicht lange. Er starb Ende Juni 1946. Die neuen Tschechen, die im nur wenige Monate zuvor noch deutschen Wöllsdorf jetzt das Sagen hatten, gestatteten nicht, dass unser Opa Franz B. am Friedhof in Wöllsdorf neben seiner Frau beigesetzt würde. So mussten wir ihn am Peter-und-Paul-Tag 1946 am tschechischen Friedhof in

²¹ In der polnischen Woiwodschaft Niederschlesien. Heutiger Name: Świerzawa.

Klösterle zu Grabe tragen. Es war eine merkwürdige Trauergemeinde: so viele Menschen mit weißen Armbinden auf einem Friedhof im Tschechischen.²²

Die Familie von Großtante Madlena Sch. blieb von den Verwerfungen dieser Zeit keineswegs unberührt. Sie hatte einen Sohn. Der hatte sich beim Militär beworben, hatte nicht erreicht, was er wollte und setzte nun in der Zeit tschechischer Gewalt die Militärmütze auf, die man ihm ließ. Er gehörte zu den Horden, die in Wichstadt und den umliegenden Dörfern ihr Unwesen trieben. Glücklicherweise lebte er nicht mehr bei Großtante Sch. Nur einmal kam er in dieser Zeit nach Hause. Ich öffnete ihm auch noch die Tür. Er tat mir nichts. Was für ein Ungeheuer er war, merkte ich an dem heftigen Wortwechsel, der sich gleich darauf im Haus abspielte. Solange ich in Klösterle war, kam er nie wieder.

Im September 1946 kamen auch wir in die Aussiedlung. Meine Eltern holten mich in Klösterle ab. 50 Kilogramm pro Person durften wir packen. In Lastautos wurden wir in das Lager Niederlipka (Dolní Lipka) bei Grulich transportiert. Das Aussiedlungslager war in der Monarchie eine Weberei und nach Beginn des Krieges als Fremdarbeiterlager genutzt worden. Ab Juli 1945 war es Aussiedlungslager gewesen. Der erste Transport war nach Westdeutschland gegangen, nach Marktredwitz, die folgenden in die SBZ, nach Anklam, Brandenburg, Pommern und Thüringen. Auch unser zwölfter Transport ging am 8. September dorthin. Wir gelangten durch das Elbetal über Dresden bis nach Demmin in Mecklenburg. Dort kamen wir in einer Reithalle unter. Alles war voller Menschen. Das konnte ja fast nicht anders sein. Vor uns waren schon so viele gekommen. Wir standen in Demmin fünf Wochen unter Quarantäne. Dann wurden wir wieder eingeladen und kamen nach Parchim, von wo wir Restwichstädtler über ganz Mecklenburg verteilt wurden. Wo ein Loch zum Wohnen war, wurden wir hineingestopft. Wahrscheinlich weil wir noch unsere Großmutter dabei hatten, wurden wir vor Weihnachten 1946 noch in den Dachboden der Stiftstraße in Parchim eingewiesen. Der Besitzer war ein NSDAP-treuer Zahnarzt, mit dem wir einigermaßen auskamen. Wir fanden auch bald bezahlte Arbeit; Vater als Schmied, Mutter als Putzfrau, ich in einem Haushalt stundenweise. Das war bei der Familie Sch. Sie bestand aus Eltern, heranwachsendem Sohn, einer Tochter und einem Kleinkind. Ich erhielt Stundenlohn, aber kein Essen, obwohl sie genug hatten. Da war wichtig für mich, dass sie einen Hund hatten. Dem konnte ich hin und wieder einen Knochen klauen. Mutter wusch ihn und kochte ihn mit den gefrorenen Rüben. So nutzten wir jede Möglichkeit, unsere Notküche zu verbessern.

Zu Ostern 1947 waren wir immer noch in Parchim. Mit meinem Bruder hatten wir inzwischen Kontakt. Er war vom Arbeitsdienst nach Offenbach entlassen worden. Weil unsere Lage in Parchim so aussichtslos schien, wären wir gern zu meinem Bruder gezogen. Aber wie sollte er den Zuzug für vier in das zerbombte Offenbach erreichen?

Da ergab sich eine Möglichkeit, die ich heute nach über 50 Jahren als Fügung des Himmels bezeichne. Beim Ostergottesdienst 1947 in Parchim trafen wir Lina B. aus Deutsch-Petersdorf. Die Sechzigjährige war bei uns in Parchim ganz allein. Deshalb hatten ihr ihre Söhne, die vom Militär in Büdingen geblieben waren, den Zuzug in die amerikanische Zone besorgt. Nun jammerte sie, dass sie Angst habe, allein dahin zu fahren. Da sah ich meine Chance. Ich sagte ihr zu, sie zu begleiten. Frau B. fiel ein Stein vom Herzen. Sie nahm das Angebot an. Ich hatte nur das kleine Problem, dass ich keinen Zuzug hatte. Das wurde groß, als der Zug zwischen

²² Die weißen Armbinden waren ein, den Deutschen in den Vertreibungsgebieten aufgezwungenes Erkennungszeichen.

Magdeburg und Kassel die Grenze von der englischen in die amerikanische Zone passierte. Die Militärpolizei kontrollierte alle Personen. Ich stieg vor der Kontrolle aus und als sie durch waren, stieg ich hinten wieder ein. Ich staunte selbst, dass das so einfach möglich war und glaubte es erst, als der Zug durch Hessen nach Frankfurt fuhr. In Offenbach erwartete mich schon mein Bruder. Wir brachten Frau B. nach Büdingen zu ihren beiden Söhnen.

Ich wohnte dann in den nächsten Wochen „illegal“ bei meinem Bruder in Offenbach, bis ich die Aufenthaltsgenehmigung und Lebensmittelkarten hatte. Schließlich erhielten wir 1949 den Zuzug für meine Eltern. Wir bekamen eine Wohnung in Bieber. Dort lebten meine Eltern bis 1974 und 1978. Ihre Gräber sind jetzt auf dem Bieberer Friedhof. In der Wohnung lebe ich heute noch.

Ich hatte schon 1947 Arbeit bei Kleider-F. gefunden. Dort war ich in der Zuschneiderei tätig. Heimatvertriebenen begegneten wir damals in Offenbach auf Schritt und Tritt. Hunderte waren unter ähnlichen Umständen wie wir, nach Offenbach gekommen. Sobald es erlaubt war, wurde eine Sudetendeutsche Landsmannschaft gegründet, der wir beitraten, ich im Januar 1954. Dort lernte mich Pfarrer Karl R. kennen, einen Pfarrer aus dem Egerland, der eine Kirche in Heiligkreuz in Offenbach-Waldheim errichtet und dort auch einen Kindergarten eingerichtet hatte. Für die Arbeit in diesem Kindergarten holte er mich Anfang der sechziger Jahre nach Waldheim. Bis zu meinem Renteneintritt 1990 hatte ich dort ein erfülltes Berufsleben.

Pfarrer R. starb bereits 1986. Sein Tod war nicht nur ein großer Verlust für die Gemeinde in Waldheim, sondern auch für die Heimatvertriebenen in Offenbach und Umgebung. Für sie hatte er sich immer sehr eingesetzt und ihnen in seiner Pfarrei eine Art Heimstatt gegeben. Ich stand da so gut es ging an seiner Seite. Nach seinem Tod versuchte ich wenigstens den Teil seines Bemühens, den Vertriebenen in Heiligkreuz Heimstatt zu geben, für meinen Teil fortzuführen. Wenn die Egerländer, der Bund der Vertriebenen oder meine Sudetendeutsche Landsmannschaft eine Zusammenkunft anberaumen, bin ich immer zur Verköstigung bereit. Ich habe stets mein Bestes gegeben und dafür auch Dank erfahren. Diese Arbeit fällt mir aber zunehmend schwerer. Eigentlich merke ich erst jetzt, wie viel Kraft es kostet, was mir doch früher so leicht von der Hand gegangen ist.

Meine Heimat habe ich nie vergessen. Seitdem sich Reisemöglichkeiten boten, bin ich immer wieder in Wichstadt gewesen, ungefähr 1975 zum ersten Mal. Solche Reisen, die ich auch oft für den Heimatkreis der Wichstadtler organisierte, führten stets nach Grulich, dem „Heiligen Berg“, dem geistlichen Zentrum dieses Teils unserer ostböhmisches Heimat. Die deutschen Schwestern waren 1946 alle vertrieben worden, den wenigen Tschechischen ging es in den folgenden Jahren des Kommunismus auch sehr schlecht. Als wir dann wieder heim durften zum neugierigen Schauen, ging es dieser kirchlichen Einrichtung immer noch schlecht, dann aber zunehmend besser.

Die ersten Reisen in die Heimat waren so interessant, weil noch einige der Tschechen und verbliebenen Deutschen lebten, die wir aus unserer Heimatzeit kannten. Heute sind es meist schon deren Kinder, die ich auf unseren Heimatreisen antreffe. Immer weniger sprechen Deutsch. Da kommt es mir sehr zustatten, dass ich wenigstens einige Brocken Tschechisch kann. Wir hatten zwar nur wenig in der Schule gelernt, aber als ich im Jahr vor der Vertreibung zur Sicherheit bei der Großtante Sch. in Klösterle/Klášteřec lebte, hatte ich fast fließend Tschechisch

gelernt. Nach der Vertreibung hat sich keine Gelegenheit mehr ergeben. So hatte ich es wegen mangelnden Gebrauchs schon vor 40 Jahren bald vergessen.